

„Die Liebe hört niemals auf“ (1 Kor 13,8)

Das Sterben und die geistliche Tradition des Christentums

Das Zitat aus dem ersten Korintherbrief des Apostels Paulus in der Überschrift zu diesem Vortrag stammt aus dem sog. Hohenlied der Liebe.

Ich möchte den Schluss dieses Textes, dem das Zitat entnommen ist, vorlesen:

„Die Liebe hört niemals auf. Prophetisches Reden hat ein Ende, Zungenrede verstummt, Erkenntnis vergeht. Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk. ...

Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.

Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“ (1 Kor 13,8-13)

1

Dieser kurze Text umschreibt das christliche Fundament, die christliche Haltung gegenüber dem Sterben. Vieles ist der Vergänglichkeit unterworfen, prophetisches Reden, ekstatische Zungenrede und sogar die Erkenntnis. Was bleibt ist die Liebe, die sich darauf gründet „durch und durch erkannt worden zu sein“ mit dem liebenden Blick Gottes.

Daraus erwächst die Hoffnung, dass mein bisher unvollkommenes Erkennen zur Vollkommenheit gelangt, weil ich von Angesicht zu Angesicht schauen werde. Die christliche Vorstellung des Sterbens beschreibt nicht einen Abbruch, ein Verlöschen, sondern einen Übergang, einen Wandel in der Qualität der Erkenntnis. Es vollzieht sich keine grundlegende Veränderung, sondern die bereits von Anfang an bestehende Beziehung zu Gott, die von ihm gestiftet wurde, weil er mich erkannt hat, erhält eine neue Qualität, eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht in Liebe.

Der Begriff Jenseits findet sich in der Bibel nicht.

Auch etwa im Lexikon des Mittelalters gibt es das Stichwort nur mit Verweisen. Die Belege, die Grimms Deutsches Wörterbuch für Jenseits in der Bedeutung von Diesseits-Jenseits anführt stammen alle aus dem 18. bzw. 19. Jh. Jenseits ist ein typisches neuzeitliches Stichwort.

Diese Trennung im Weltbild ist der Bibel fremd und bis ins Mittelalter und die frühe Neuzeit hinein nicht geläufig. Natürlich wurde der Tod immer als unausweichliche Grenze menschlichen Lebens erfahren, aber er war viel natürlicher ein Teil des Lebens und der Kontakt zu den Verstorbenen über Gebete oder zu den Heiligen über ihre Verehrung war selbstverständlicher und fester Bestandteil einer christlich geprägten Alltagsfrömmigkeit.

Franz von Assisi etwa formuliert ganz zeitgenössisch in seinem Sonnengesang: „Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod; ihm kann kein lebender Mensch entinnen.

Wehe jenen, die in schwerer Sünde sterben.

Selig jene, die sich in deinem heiligsten Willen finden, denn der zweite Tod wird ihnen kein Leid antun.

Lobt und preist meinen Herrn

und sagt ihm Dank und dient ihm mit großer Demut.“

Im Italienischen ist der Tod weiblich.

Der Tod ist nicht nur selbstverständlicher, sondern zu preisender Teil der Schöpfung, er gehört zur Schöpfung Gottes dazu.

Der Sonnengesang ist auch über die Kirche hinaus populär und wird im Kontext von Ökologie oder Bewahrung der Schöpfung oft zitiert. Interessanterweise fällt dabei aber meist der letzte Teil, die Schwester Tod, aus. Das gilt ebenso für viele moderne bildliche Darstellungen sogar im christlichen Kontext. Alles ist da, die ganze liebliche und herrliche Schöpfung, nur der Tod fehlt.

Ausgerechnet der sog. ungläubige Thomas trägt Sorge dafür, dass ein weiterer wichtiger Grundsatz christlichen Verständnisses von Tod und Auferstehung verdeutlicht wird.

Ich verstehe sehr gut, warum sich dieser Thomas so brennend für die Wunden und die Verletzungen des auferstandenen Christus interessiert: „Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht.“

(Joh 20,25) Für Thomas lautet die entscheidende Frage: Ist der auferstandene Christus auch der gekreuzigte Jesus, weiß er noch, was Wunden und Verletzungen, Tränen und Leiden bedeuten?

Glauben heißt „sich fest machen“, „Bestand haben“, „vertrauen“.

Für Thomas heißt das: Vertrauen kann ich nur jemandem, dem die Dunkelheiten des Lebens und des Sterbens nicht fremd sind, der die Wunden und Leiden kennt, der deshalb mein Leben teilen kann. Bestand habe ich nur im Glauben an

jemanden, der alle Teile meines Lebens ernst nimmt und verstehen kann also MICH und nicht nur einen Teil von mir meint.

Deshalb ist für Thomas die Frage nach den Wunden entscheidend: Ein über den Wolken schwebender Christus, der das Leid hinter sich gelassen hat, dessen Leib nur noch Verklärung zeigt, der die Wunden nicht mehr kennt was könnte der für mein Leben bedeuten ?

Jesus zeigt Thomas seine Wunden, sie sind gleichsam seine Ausweispapiere, die sagen: Ich bin auch nach der Auferstehung der Gekreuzigte, ich trage immer noch die Wunden und stehe auf der Seite der Verwundeten und Leidenden und bin ihnen so nahe durch die Geschichte und die Zeit bis zur Vollendung der Welt. Und jetzt kann Thomas bekennen: „Mein Herr und mein Gott.“ An diesen Gott und an seine Auferstehung kann er glauben.

Das bedeutet, Auferstehung meint die ganze Person, nicht die Seele lebt weiter, auch wenn das manchmal selbst in christlichen Texten so formuliert wird, sondern der Mensch als ganzer Mensch lebt weiter. Das meint die philosophisch anstößige Formulierung von der „Auferstehung des Fleisches“. Joseph Ratzinger, später Papst Benedikt XVI., hat dies in seiner „Einführung in das Christentum“ so erläutert: „Ihr wesentlicher Gehalt ist nicht die Vorstellung von einer Rückgabe der Körper an die Seelen nach einer langen Zwischenzeit, sondern ihr Sinn ist, den Menschen zu sagen, dass sie, sie selbst, weiterleben; nicht aus eigener Macht, sondern weil sie in einer Weise von Gott gekannt und geliebt sind, dass sie nicht mehr untergehen können.“¹

3

In diesem Horizont steht auch die Vorstellung vom Gericht. Leider wurde diese wie ich finde äußerst tröstliche Botschaft vom Gericht in der Geschichte als pädagogisches Instrument gebraucht und so verdunkelt.

Dass der wiederkommende Menschensohn, der das Antlitz des gekreuzigten und auferstandenen Christus trägt, Gericht hält, nimmt mich als Menschen und als Person ernst. Meine Geschichte, meine Biographie verliert sich nicht im Kreislauf der Natur, sondern wird von Gott ganz angenommen.

Das Gericht wird zeigen, dass Gott mich wirklich als Mensch und als Person gemeint hat und weil ich glaube, dass er mich durch und durch in Liebe erkannt hat und seine Gerechtigkeit die Aufschrift Barmherzigkeit trägt, sehe ich keinen Anlass zur Sorge, sondern zur Freude angesichts des Gerichts.

Denn Gericht bedeutet auch, dass ich nicht fertig sein muss bei meinem Tod, nicht schon vollendet und erst recht nicht perfekt, sondern genau das darf noch

¹Papst Benedikt XVI., *Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis* (München: DTV ³1977; ursprünglich beim Kösel-Verlag 1968), 262.

„zurechtgerichtet“ werden, darf in die endgültige Verwandlung eintreten, die Gott schenkt.

Auf diesem Fundament ruht die geistliche Tradition des Christentums.

Für die Mystikerinnen und Mystiker der Geschichte ist klar, dass glauben heißt, in einer lebendigen, erwachsenen Beziehung zu einem Du, nämlich Gott, zu leben.

Zur erwachsenen Beziehung gehören Partnerschaftlichkeit und nicht infantile Abhängigkeit, d.h. Selbststand und Selbstbewusstsein sind unabdingbar gerade auch in der Gottesbeziehung. Gott will, so ist es die Überzeugung der geistlichen Tradition, keine Wickelkinder, er will erwachsene Partnerinnen und Partner, die seine Liebe in Liebe und das heißt in Freiheit beantworten.

Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis gehören in der christlichen Spiritualität untrennbar zusammen.

Clemens von Alexandrien schreibt im 2. Jh.: „Es ist also, wie es scheint, die wichtigste von allen Erkenntnissen, sich selbst zu erkennen; denn wenn sich jemand selbst erkennt, dann wird er Gott erkennen.“²

Der „Ort“ für die Selbsterkenntnis ist das Herz des Menschen. Abbas Pambo sagt: „Wenn du ein Herz hast, kannst du gerettet werden.“³ Ein Herz zu haben meint, sein Herz zu finden, Person zu werden, zu sich selbst zu finden, um dort, im Herzen, Gott zu entdecken.

Im Barock schreibt Angelus Silesius:

„Wie ist meins GOTT gestalt ? Geh, schau dich selber an /
Wer sich in GOTT beschaut, schaut Gott wahrhaftig an.“⁴

Die geistliche Tradition spricht auch von der Einwohnung Gottes im Menschen, um diesen Zusammenhang von Selbs- und Gotteserkenntnis zu verdeutlichen.

Teresa von Avila schreibt in ihrer Seelenburg dazu: „Denn wenn wir es recht betrachten, Schwestern, so ist die Seele des Gerechten nichts anderes als ein Paradies, in dem der Herr, wie er selbst sagt, seine Lust hat. ... Ich finde nichts, mit dem sich die große Schönheit einer Seele, ihre Weite und ihre hohe Befähigung vergleichen ließe. Und wahrlich, unsere Einsicht und Verstand – so scharfsinnig sie sein mögen – reichen schwerlich aus, sie zu begreifen, genauso wenig wie sie Gott sich auszudenken vermögen; denn er selbst sagt, dass er uns

² Clemens von Alexandrien, *Der Erzieher* III;1, übers. v. O. Stählin, München 1934, 134.

³ Pambo 10 (Apo 771) zit. nach: *Weisung der Väter*. Übersetzung: B. Miller, Trier ³1986.

⁴ Angelus Silesius, *Cherubinischer Wandersmann*, 157; zitiert nach: Angelus Silesius, *Cherubinischer Wandersmann*, kritische Ausgabe, hrsg. v. L. Gnädinger, Stuttgart 1985, 94.

schuf nach seinem Bilde. Ist dies wirklich so – und es ist so –, dann brauchen wir uns nicht abzumühen in dem Verlangen, die Schönheit dieser Burg zu erfassen. Obgleich zwischen ihr und Gott der Unterschied besteht, der den Schöpfer trennt vom Geschöpf – da sie ja etwas Erschaffenes ist –, so genügt doch das Wort Seiner Majestät, dass sie nach seinem Bilde geschaffen ist, um die große Würde und Schönheit der Seele uns als kaum fassbar erscheinen zu lassen.“ (Innere Burg, 1/1)

Gotthard Fuchs stellt für die mittelalterliche und neuzeitliche Mystik fest: „Die entscheidende Lebenswende beginnt damit, dass der Mensch aufhört, vor sich selbst zu fliehen, und seinem Inneren standzuhalten. ‚Nimm dich selbst wahr‘ so lautet entsprechend die Empfehlung von Meister Eckart, Johannes Tauler und so vielen anderen... . . . Die eigentliche Pointe dabei ist natürlich, daß diese Art Selbsterkenntnis und Ver-inner-lichung immer schon im Gegenüber zu Gott geschieht, orientiert an Jesus Christus, und dies im Fortgang des Weges immer ausdrücklicher. ... Das prozessual und dynamisch verstandene Geschehen von Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis hat deshalb nicht zufällig die Form des Gebetes. Das erste ‚Stück‘ Welt jedenfalls, das der Wandlung und Veränderung fähig und bedürftig ist, bin immer Ich selbst.“⁵

Das Ich erfährt sich als Teil dieser Welt und damit auch als unvollkommen, unfertig, angefochten, sündhaft etc. und gleichzeitig erlebt das Ich sich darin von Gott angenommen. Das ist die Basis für Wachstum und Entwicklung hin zu mehr Vollkommenheit, um der liebenden Beziehung willen, nicht als asketische oder moralische Kraftmeierei.

Dieser gewonnene und partnerschaftlich begründete Realismus lässt zu, das Mögliche zu erkennen und zu tun und das Unmögliche zu lassen.

Daraus erwächst eine Gelassenheit, die nicht mit Apathie oder mit stoischer Ruhe zu verwechseln ist. Gelassenheit aufgrund eines geistlichen Weges meint das realistische Erkennen der Möglichkeiten, der positiven Ansätze, der partiellen Erfolge, der schon möglichen Bruchstück erfahrung von Himmel. Gleichzeitig aber auch das Erkennen der Bruchstücke von Himmel und deren Mangel an Ganzheit, die für den Menschen nicht machbar ist. Darin besteht schließlich die Spannung in der die spirituelle Gelassenheit steht, es ist nicht entspannte Gelassenheit.

Realistischerweise ist festzustellen, dass nichts in dieser Welt Gott ist, und dass aber „Allein Gott genügt“. Teresa von Avila drückt das auf einem kleinen Zettel,

⁵ Fuchs G., „Die Arbeit der Nacht“ und der Mystik-Boom. Zum unterscheidend Christlichen, in: Lebendige Seelsorge 39(1988), 341-349, hier 342f.

den man nach ihrem Tod in ihrem Gebetbuch fand, so aus: „Nichts soll dich verstören, nichts dich erschrecken. Alles geht vorüber. Gott ändert sich nicht. Geduld erlangt alles. Wer Gott hat, dem fehlt nichts. Allein Gott genügt.“⁶.

Auf diesem Weg der Selbst- und Gotteserkenntnis geht es nicht um Leistung und letztlich auch nicht um das Ableisten bestimmter Übungen, sondern um das Hineinwachsen in die Haltung der Demut.

Nun ist Demut fast ein Unwort in heutigen Zusammenhängen, nicht zuletzt weil es auch machtförmig im Sinne von bedingungsloser Unterordnung gebraucht und damit missbraucht wurde.

Teresa von Avila wandte sich gegen eine falsche Demut und definiert: „Die wahre Demut, so groß sie auch sei, beunruhigt die Seele nicht, verängstigt sie nicht und wühlt sie nicht auf; sondern sie kommt mit Frieden, innerer Freude und Stille... Sie weitet die Seele und macht sie fähig, Gott mehr zu dienen.“ (Weg 39,2)

Im Lateinischen Wort für Demut „humilitas“ steckt humus, das Wort für Erdboden. Demütig heißt also erdig oder erdverhaftet leben, eingedenk seiner Endlichkeit, der Rückkehr zum Erdboden.

Diese Demut lässt zu, die kreativen Fähigkeiten in der Gestaltung des Lebens zu entfalten, befähigt aber auch mit den Grenzen und Begrenztheiten umzugehen. Die Demut ist der Mut zur Endlichkeit.

Wer demütig lebt braucht nicht ständig sich selbst und andere überfordern, sondern kann viel bewusster er selbst sein und im Hier und Jetzt leben.

Diese Demut ist also eine bezogene, denn der beschriebene Prozess der Selbsterkenntnis ist Umfängen zum Weg der Gottsuche, vom Glauben an Gottes heilsames Wirken. Eine solche, die Transzendentalität des Menschen einbeziehende Selbstreflexion birgt in sich die Chance zu radikaler Selbsterkenntnis, weil all das Ungewisse und Rätselhafte, das Differenten Platz darin hat und auf- bzw. angenommen ist. „In den Augen Gottes,“ so Henning Luther, „der um sein Alles weiß, ahnt das Ich seine vollständige Individualität, in der auch das Widersprüchliche und Differenten aufgehoben ist.“⁷

Die Annahme des Nicht-Perfekten, das Stehen zu Unvollkommenheiten im Sinne der Demut ist eine aktuelle Tugend, gegen den Kult der Jugend und Gesundheit, die Tabuisierung des eigenen Todes und den immer noch latenten Machbarkeitswahn der Menschen.

⁶ Gotteslob, Kath. Gebet- und Gesangbuch, Nr. 5/2.

⁷ Luther H., Religion und Alltag, Stuttgart 1992, 144.

Auf diesem Hintergrund ließe sich christliche Spiritualität beschreiben als das immer erwachsenere Stehen in einer Beziehung zu Gott, die wie die menschliche Beziehung geprägt ist von Nähe und Distanz, von der Faszination der Liebe und der Ehrfurcht vor dem Geheimnis des oder der anderen. Sie ist gleichermaßen geprägt von der Sehnsucht nach Ganz- und Vollkommenwerden und einem langsamen und schrittweisen Prozess menschlicher Reifung. Auf diesem Fundament und in dieser gelassenen Spannung steht dann auch die seelsorgerliche Beziehung zu Menschen bzw. zu Sterbenden.

Gelassenheit durch loslassen

Ein wichtiges Anliegen der christlichen Mystiker ist die Einübung des Loslassens, um „Gottes immer mehr teilhaft zu werden“. Diese Einübung ist damit immer schon eine Einübung in das Sterben: in das kleine, alltägliche „Sterben“, in welchem bestimmte Teile und Dimensionen unseres Lebens durch den angenommenen Verlust in eine Verwandlung einbezogen werden. Hier übt sich der Mensch bewusst oder unbewusst ein in sein letztes, alles einbeziehende Sterben.

Damit ist eine Tradition angesprochen, die sich bis in die Volksfrömmigkeit durchgesetzt hat, die sog. ars moriendi, die Kunst des Sterbens.

Evagrios Pontikos schreibt dazu im 4.Jh.: „Unser heiliger und überaus erfahrener Lehrer hat gesagt: Der Mönch soll allzeit so bereit sein, als ob er morgen sterben müsste, und sich andererseits seines Leibes so bedienen, als ob er noch viele Jahre mit ihm zusammenleben müsste. Ersteres, sagte er, schneidet die Gedanken des Überdrusses ab und macht den Mönch eifriger, letzteres hingegen hält den Leib gesund.“⁸

Das Bewusstsein von der Endlichkeit des Lebens bewirkt eine Konzentration auf das Wesentliche, der Überdruß, das sich beschäftigen mit unnützen Gedanken mit der Gefahr sich darin zu verlieren, wird eingedämmt.

Die Bemerkungen zum Leib klingen sehr modern und weisen das immer wieder geäußerte Vorurteil einer Leibfeindlichkeit des Mönchtums zurück.

Es gilt, das rechte Maß zwischen notwendiger Weltflucht und Hinwendung zum Leben zu finden und stärker im Augenblick zu leben. Denn das Hinleben auf den Tod ist verschränkt mit einem ausgeglichenen Lebensstil.

Das Ziel der Ars moriendi war die beständig geübte Öffnung für eine immer größere Fülle des Lebens jetzt und hier, nicht erst nach dem Tod.

⁸ Evagrios Pontikos, Praktikos oder Der Mönch. Hundert Kapitel über das geistliche Leben, hrsg. v. G. Bunge, Köln 1989, Kap. 29.

Den eigenen Tod gilt es als Teil des alltäglichen Lebens sehen zu lernen, denn nicht Verdrängung der Endlichkeit, sondern wahr- und ernstnehmen der Endlichkeit befähigen zu einem erfüllten Leben. Deshalb ist im Rahmen der ars moriendi auch von der ars bene vivendi, der Kunst vom guten Leben die Rede. Diese Praxis macht deutlich, dass Sterben eingeübt werden kann, oder besser, dass das Sterben, das unablässig unser Leben prägt, in beständiger Übung bewusst gemacht wird.

Ein unverdächtiger Zeuge der Ars moriendi ist Wolfgang Amadeus Mozart, der als 31jähriger am 4. April 1787 in einem Brief an seinen kranken Vater schrieb: „Da der Tod der wahre Endzweck unsres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren Freunde des Menschen so bekannt gemacht, dass sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, dass er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette ohne zu bedenken, dass ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde—und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, dass ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre...“⁹

8

„Unsere Seele ist wie ein Vogel dem Netz des Jägers entkommen, das Netz ist zerrissen, und wir sind frei“ (Ps 124,7). Loslassen heißt: frei werden. Das Bild eines Vogels, der nicht frei fliegen kann, weil er mit einem Faden angebunden ist, gebraucht Johannes vom Kreuz. Er will aufzeigen, wie wichtig es ist, immer neu jede Bindung an Vorläufiges loszulassen, um ganz frei zu werden für Gott und seine unaussprechliche Freude und Seligkeit.

„Es ist ... gleichgültig, ob ein Vogel mit einem dünnen oder einem dicken Faden angebunden ist, denn auch wenn er dünn wäre, ist er mit ihm genauso angebunden wie mit einem dicken, solange er ihn nicht zerreißt, um wegzufiegen. Es ist zwar wahr, dass der dünne leichter zu zerreißen ist, aber so leicht es auch ist, der Vogel wird nicht fliegen, solange er ihn nicht zerreißt. Und ebenso ergeht es dem Menschen, der an irgendetwas haftet: Er wird nicht zur Freiheit der gottgewirkten Einung gelangen, auch wenn er mehr Tugendkraft hat.“¹⁰

⁹ Zitiert nach: Harnancourt P., Die Vorbereitung auf das eigene Sterben. Eine verlorene Dimension spiritueller Bildung, in: Becker H./Einig B./Ullrich P.-O. (Hg.), Im Angesicht des Todes. Ein interdisziplinäres Kompensium, Bd. 2, 1371-1389, hier 1372.

¹⁰ Johannes vom Kreuz, Aufstieg zum Berg Karmel I,11,4; zitiert nach: Johannes vom Kreuz, Aufstieg zum Berg Karmel, Freiburg 1999, 103f.

Gegen dieses Prinzip des Loslassens steht heute oft das Prinzip des Habens bzw. des Festhaltens.

Doch spürt der einzelne Mensch immer mehr, wie die Schere zwischen eigener Lebens- und allgemeiner Weltzeit auseinander geht. Das Ganze der Welt ist für den Menschen nicht erfahrbar. Das meiste bleibt übrig, wenn der Tod kommt. Ein Grundärgernis ist, dass die Welt danach einfach weitergeht.

Die Verlängerung des biologischen Lebens um jeden Preis droht sich in einen Fluch zu verwandeln, denn die Menschen verlernen zu sterben.

Die Folge dieser konsequenten Diesseitigkeit ist das ständige Gefühl, etwas zu verpassen, ist ein schier unersättlicher Hunger nach Abenteuer, nach Erleben, letztlich nach Leben.

Die Zunahme des Glaubens an eine Wiedergeburt, auch unter Christen, deutet der Tübinger Pastoraltheologe Ottmar Fuchs in diesem Rahmen, er nennt es eine typische Konsumvorstellung, denn alles, was ich in diesem Leben wegen seiner Endlichkeit nicht schaffe, all die Orte, die ich nicht bereisen kann, kann ich dann im nächsten Leben und im nächsten und im nächsten. Die Wiedergeburt, in den östlichen Religion, woher sie kommt als Fluch verstanden, dem man entkommen will, wird bei uns im Westen als konsumistische Paradiesvorstellung verkauft.¹¹

Der Kapitalismus macht auch vor dem Jenseits nicht halt.

Es ist doch völlig klar, wir werden in unserem Leben unendlich viel verpassen, aber wir können es uns leisten, wenn wir mit unserer Endlichkeit versöhnt sind und an Gottes Zusage des Heils glauben.

Das ist keine Vertröstung auf das Jenseits, sondern hat sehr konkrete Konsequenzen im Diesseits. Wer das Loslassen einübt, gewinnt Lebensqualität und Lebensfreude. Im Übrigen wurde die frühere Vertröstung auf das Jenseits heute durch eine Vertröstung auf das Diesseits abgelöst.

Gelassenheit durch sich verlassen

Sich auf Gott verlassen hat den Aspekt des Glaubens, auf ihn vertrauen und den Aspekt sich ihm im Handeln und Leben zu überlassen, sein Wirken ernst zu nehmen.

Im Glauben steht das sterbliche Leben, Glück und Leid, Anfechtung und Befriedigung, Lust und Schmerz unter dem Wirken Gottes. Daraus resultiert die für christliche Mystik eigentümliche Spannung von Gelassenheit und Leidenschaft. Weder muss in betriebsamer Hektik die Gottverbundenheit erzwungen und gemacht werden, noch darf und braucht depressive

¹¹ Vgl. Fuchs O., 'Die Pastoral im Kontext der religiösen Zeitzeichen', in: Wolfgang Isenberg (Hg.), Emotionalität erlaubt? Kitsch in der Kirche (= Bensberger Protokolle 91), Bensberg 1998, 9-39.

Gottesverzweiflung Platz greifen, so als könnten wir Menschen jemals noch aus Gott ins Nichts herausfallen. Wer glaubt, ist am Ziel - und deshalb wagt er seinen Weg.¹²

Für die seelsorgerliche Begleitung bedeutet dies, ein Bewusstsein für die Würde und Dignität jedes Menschen und damit eine Haltung der Ehrfurcht vor der göttlichen Berufung und vor dem göttlichen Wirken in jedem Menschen zu entwickeln.

Die Geschichte jedes Menschen wird von Gott ernst genommen und er wirkt darin und dadurch sein Heil. Jede Biographie ist wertvoll und ist und bleibt offen für Verwandlung und Vollendung.

Für jede seelsorgerliche Begleitung gilt etwas ähnliches wie für den Gottesdienst, das Geschehen bewegt sich in einer „paradoxen Handlungsstruktur“, wie dies M. Josuttis für den Kult formuliert: „Man muß etwas tun in jenem Bereich des Lebens, in dem per definitionem kein Mensch etwas tun kann, in dem Gott handelt.“¹³

Wer Menschen in der Seelsorge begleitet muss handeln in einem Beziehungsgeschehen, in dem Gott der Handelnde ist.

Diese Spannung nicht aufzulösen und trotzdem darin zu agieren ist die Kunst seelsorgerlicher Begleitung, sie setzt sich zusammen aus „handwerklichem Können“, einer soliden Ausbildung, aus der jeweiligen Begabung und dem Glauben an das Wirken des Geistes.

Entscheidend ist und bleibt, geliebt zu sein und deshalb selbst lieben zu können in einer Bewegung der Liebe, die niemals aufhört, weil Gott ihr Initiator und ihr Beweger ist. Deshalb: „Die Liebe hört niemals auf.“

¹² Vgl. Fuchs G., „Die Arbeit der Nacht“ und der Mystik-Boom, a.a.O., 347.

¹³ Vgl. Josuttis, M., Der Weg ins Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991, 104.